Der Maler Streich

Autor(en): **Gehri, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **12 (1916)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-182193

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bern. (Trefflich dargestellt sind diese Vorgänge von Franz Handrick in „Freiburger Geschichtsblätter“ VIII. S. 68 u. f.).

Mit der endlich erfolgten bleibenden Zugehörigkeit von Schwarzenburg zu Bern ward auch dem Verlangen von Zahnd und „Schwartzwaßer“ vom 11. März 1798 für gültig entsprochen.

J. Sterchi, Bern.

Der Maler Streich.

Von Franz Gehri.

elchior Streich war in seiner Kunst und Lebensart ein self-made-man. Er wurde 1802 in Unterfluh auf dem Hasliberg geboren. Sein Leben gestaltete er sich auf dem einsamen Rauftgut nach seinen eigenen Ansichten und Wünschen. Er fühlte sich ganz als Künstler, erhaben über andere, denn er sorgte im ganzen Hasli für farbenfrohe Zimmerdekorationen. „Ich gebe euch andern die Farbe“, meinte er. Und wirklich waren seinerzeit in jedem Haus von ihm bemalte Gegenstände zu finden, wie Schränke, Kästen (Tröge) Stühle, Spinnräder, Steineruhren, Flaschen, Gläser, Tassen, Teller, und sogar Spazierstöcke. Er pflegte jeden Gegenstand, den er seines Pinsels würdigte, zu numerieren und mit der Jahreszahl zu versehen. Wir finden hoch in den 3000 Nummern. Freilich will Frau Fama behaupten, Nummern und Jahreszahlen stimmen nicht immer überein, er habe die Nummern multipliziert. Was aber seine bemalten Gegenstände anbetrifft, dürfen wir diese zu guten und sehr guten Malerarbeiten zählen. Der Vorzug liegt entschieden in der Originalität der Auffassung. Raumverteilung und farbige Konzeption sind ihm in den meisten Fällen vorzüglich geraten. Er suchte, da ihm das blosse Anstreichen nicht genügte, immer nach neuen Ausdrucksmitteln. Je nach seinen Stimmungen gab er seinen Objekten die entsprechenden Farben.

Er war also doch ein Künstler! Bei Leibe hätte er nie

Holz imitiert. Was seine Schrankmalereien anbetrifft, kann man diese als Vorbild hinstellen. Als Motive verwendete er hauptsächlich Pflanzen (Nelken, Rosen, Rosmarin, Glockenblumen, Margeritten) Vögel, lineare Ornamente. In letzteren leistete er Erstaunliches. Seine Kalender hatte er gefüllt mit kunstvoll ineinander geschwungenen Linien. Es genügte ihm nicht stets das gleiche zu machen. Wiederholungen waren ihm also verpönt — auch wieder ein Kriterium des Künstlers! Auf welche Ideen er dabei verfiel, ist interessant. Als Grundton wendete er in raffinierter Weise 2—3 Töne an. Von einem samtenen Schwarz zum glühenden Hochrot, vom metallenen Grau zum Goldbraun steigerte er die Skala. Er zog die Natur zu Hilfe, sowohl in der Erstellung der Farben (er hat viele Farben selbst angefertigt) wie für die harmonische Einheit. Die sonnengebrannten Bretter und Balken der Häuser, die in der obern Hälfte braun, in der untern silbergrau sind, waren eben für ihn „farbige Schönheit". Er besah sich die Natur mit ihrer Farbenfülle. Sie war ihm Lehrmeisterin. In den Schriften bekundete er ein fein empfundenes Raumgefühl. Nichts Schablonenhaftes und nichts Unkünstlerisches, keine gesuchte Mache. Wo finden wir heutzutage originell bemalte Zimmergeräte, aus unsern Malerwerkstätten hervorgegangen? Da ist ja meistens noch der Maserierpinsel Trumpf. Es wird alles bloss so angestrichen. Wir sind der schönen Zeit entflohen, wo jeder Handwerker Künstler war, wo um wenige Batzen hingebende Arbeit geleistet wurde. Maler Streich war ein Kind dieser Zeit. Er arbeitete vor allem um seiner, aber auch um der Leute Befriedigung. Geld verdienen konnte er jedenfalls wenig mit seinem Malen. Man wird es dem originellen Maler gerne nachsehen, wenn er in seiner „Bitternuss" das„ Mein" und „Dein" nicht unterscheiden wollte. Sein Handwerk hatte wenig mit dem der Bergler zu tun, die ja ausschliesslich Landwirtschaft treiben. Es musste schon aus diesem Grunde um „Streich" etwas ganz besonderes sein. Und menschliche Schwächen besass er jedenfalls vorratsweise. Beredte Zeugen dafür sind doch schon die „Witze", die heutzutage über ihn erzählt werden. Wenn die Sennen zusammen „dorfen", dann will jeder den „Bessern" über ihn wissen. Die Alten haben ihn gut gekannt. Sie er-

zählen's den Jungen und wie bald wohl wird die Gestalt des Malers Streich märchenhaft umsponnen sein. Heute aber dürfen wir den alten Haslibergern noch getrost Glauben schenken. Nach ihren Aussagen soll er alle möglichen und unmöglichen Gegenstände mit Malereien verziert haben, Wände, Türen, sogar den hölzernen Kamindeckel. Auf diesem prangte ein riesiger Storch. Als man ihn fragte, was das für ein Vogel sei, antwortete er in seiner näselnden Stimme: En Hohfluhvogel! Auf Rosen gebetet war der gute Menk nicht. Seine Hausfrau machte ihm das Leben sauer und vice versa. Einmal sass er auf seinem Dengelstock und seufzte: Ein böses Weib hat mir der Herr gegäben! Modellstehen wollte sie ihm durchaus nicht, ebensowenig wie die wackern Hohfluhfrauen dazu Zeit fanden. Da benutzte er die Gelegenheit, sie im Sarge durch seinen Pinsel zu verewigen. Er stellte den Sarg halbaufrecht und stützte den Kopf der Toten durch einen Zaunstecken. Der Verstorbenen widmete er eine Grabschrift: „Hier hat geläbt Frau Maler Streich, het Gliedsucht ghäben in jedem Gleich (Glied). Und ist endlich gstorben in Harbigkeit und Sorgen“! Auf seinen Stören erhielt er seine Bezahlung oft in Natura. Um sich die Milch nicht kaufen zu müssen — Geld war ja so selten — hielt er sich auch ein Kühlein und eine Geiss. Nachts führte er die Kuh auf die Weide, aber gewöhnlich auf anderer Leute Matten. Um jede Spur zu verdecken, band der Schlaumeier dem Tier einen Sack an, um den Mist aufzufangen. Man erzählt auch, dass er mit einer Schweinsblase fremde Ställe aufgesucht und die Kühe gemolken habe. Die Milch trug er in der Schweinsblase unter dem Kittel nach Hause. Einmal spielten ihm Sennerbuben mit seinem Kühlein, einem „Hälmi“ (schwarze Kuh mit weissem Kopf), einen bösen Streich. Sie färbten auf der Alp den weissen Kopf mit Russ. Als Streich einen Sonntagsbesuch auf „Käserstatt“ machte, lief ihm sein Kühlein nach. Immer wieder jagte er es fort mit den Worten: Gang, du bisch nid mis Hälmi. Das ist heute noch eine oft angewendete Redensart. Es kursieren noch viele seiner philosophischen Aussprüche unter dem Volk. Von seiner Schlauheit mag folgendes Stücklein zeugen. Einmal kam spät abends ein Nachbar vom Stall nach Hause und bemerkte in seinem Kabisplätz eine Gestalt, die er für

eine Ziege hielt. Er wollte sie fortjagen und entdeckte nun in dem fliehenden Mann den Maler Streich. Beim Nachsuchen fand er einen mit Kohl gefüllten Sack, auf dem Streich's Name stand. Das wusste dieser wohl, und um sein Alibi beweisen zu können, lief er noch am gleichen Abend in aller Eile nach Sachseln, wo er sich durch einen Landjäger seinen Aufenthalt bescheinigen liess. Vor den Richter zitiert und befragt, ob der fragliche Sack ihm gehöre, gab er das zu. Nun aber drehte er den Spiess um und verklagte seinen Nachbar, er (Streich) habe in diesem Sack „kostbari Sache" in seinem Stall verborgen gehabt und während seiner Abwesenheit sei ihm derselbe gestohlen worden. Nun hatte der erste Kläger Mühe seine Unschuld zu beweisen. Jedenfalls kannte der Richter seinen Mann und entliess Streich mit einem Verweis. Streich quittierte mit den Worten: Nüür, nüür, gsich, wär andern eine Gruebe macht, fallt sälbstens hinein! Streich selbst musste sich auch vor nächtlichen Besuchen schützen. Vor seinem Hause standen Obstbäume, die eine grosse Anziehungskraft auf die Nachtbuben ausübten. Um nicht ständig auf Wache sein zu müssen, verfiel er auf die originelle Idee, Schnüre durch den Obstgarten zu spannen, die bei heftiger Berührung eine Glocke in Bewegung setzten. Mit fliegenden Rockschössen erschien dann der zürnende Künstler, und wehe dem, den er mit seinem knorrigen Stock erreichte. Nichts machte ihn wütender, als wenn er in seinem Heim belauscht wurde. An Sonntagen pflegte er in seiner Matte hin und her zu spazieren in seinem abgetragenen Sonntagsfrack, ein Buch in der Hand. Oft stand er still in Betrachtungen versunken und ein unberufener Lauscher hörte ihn sagen: Nüür, nüür das, und ich — — der Maler Streich!

Seiner Würde als einziger Künstler im Oberhasli war er sich wohl bewusst. Er wusste, dass es mehr brauchte als Verstand und Geschick. So fragte ihn einst ein junger Bursche, ob er bei ihm das Malen erlernen könnte. Streich antwortete mit Würde: Es braucht mehr zum Malen, als nur zu sagen, ich will es auch lernen. Zum Maler muss man ein malerisches „Öig" (Auge) haben!

Streich starb einsam als 75jähriger ohne Nachkommen.

Seine Bilder, darunter einige Selbstportraits, soll er der Sage nach in einem Felsenschrund verborgen haben.

Offenbar erachtete er die Nachwelt seines Erbes unwürdig — aber Maler Streich und seine „Streiche“ leben weiter bei Jung und Alt.

Literaturbericht.

Vor hundert Jahren, in einer schweren Zeit, wurde die bernische Musikgesellschaft gegründet. Es war ein Wagnis, und die folgenden Jahrzehnte brachten oft genug fast unüberwindliche Schwierigkeiten, durch welche die Existenz der Gesellschaft in Frage gestellt wurde. Bald waren es die finanziellen Nöte, bald die Konkurrenz anderer Vereinigungen, mit denen im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung des musikalischen Lebens ein Zusammenwirken notwendig war, bald gab es Schwierigkeiten persönlicher Natur. Aber die Musikgesellschaft hat sich durchgerungen und eine Blüte erreicht, welche die Herausgabe einer Festschrift wohl rechtfertigt.

Hans Blösch [1]) ist mit der Bearbeitung betraut worden. Sein Werk, das die erste Hälfte des gewichtigen Bandes füllt, gibt einen trefflichen Einblick in die wechselvolle Entwicklung des bernischen Musiklebens. Besonders eingehend sind die ersten 50 Jahre behandelt, da für die neuere Zeit ja die gedruckten Jahresberichte vorhanden sind.

Der Verfasser brauchte sich nicht wegen des Umfanges seiner Arbeit zu entschuldigen. Sie ist ein Stück bernischer Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts und wird sicher viele dankbare Leser finden.

Der zweite Teil enthält sämtliche Konzertprogramme von 1815—1915, die in ihrer Zusammensetzung auch viel Interessantes bieten.

---

[1]) *Hans Blösch.* Die bernische Musikgesellschaft 1815—1915. Bern 1915. Druck von G. Grunau.